

Der Bergbau in Hans Watzliks Roman

## Das Glück von Dürrnstauden

Von Willy Czerny, Münster



„Leben, du eitles Schattengefecht!“ resümiert der ergraute Kastellan Reif in der Verlorenheit eines unbewohnten Herrenhauses. Seine Feder überliefert uns die wechselvollen Geschehnisse der Dorfgemeinde Dürrnstauden. Vom armen Ort, „dem die Bettelleute in scheuem Bogen auswichen“, über den plötzlichen Aufstieg nach einem Graphitfund geht der Weg durch taumeliges Wohlleben bis zum bitteren Niedergang des entarteten Dorfes.

Unerwarteter Reichtum hat das arme Nest überfallen; das karge Bauerndasein ist beendet mit der Entdeckung eines ergiebigen Graphitlagers, „Tahel“ genannt. Kurzblickend überlassen die Bewohner ihr landwirtschaftliches Gut dem Verfall und schwelgen als Bergherren in ungewohntem Überfluß. In ihrem Taumel gestört, als der Graphit ausgebeutet scheint, verschleudern sie ihre Berganteile an den Fürsten. Im Besitze des baren Geldes werden sie zu maßlosen Protzern, Wüstlingen oder krankhaften Geizhalsen. Die Höfe verlottern; sie kommen nach und nach unter den Hammer. Bauernsöhne wandern in die Stadt ab. Die Verkommenheit reißt immer tiefer ein. Der Untergang des Dorfes vollzieht sich im Zeichen schicksalhafter Ironie, denn ein neues, unvorstellbar ergiebiges Graphitlager wird erschlossen — zu spät für die abgehausten Dürrnstaudener, deren einst blühender Ort, durch Einbrüche des Bergwerkes und von Wassernot bedroht, gänzlich verfällt. Kerschagel allein, der „Sonntags-hansl“, und Höpfler, der einstige Bergherr, begegnen dem Unheil gefaßt. „Sonntags-hansl“, ein bodenständiges Glückskind, hat auf dem Berge ein Grundstück erworben und einen eigenen Hausstand geschaffen; Höpfler gelangt zu später Einsicht. „So weit kommt es nit!“ hatte er einst gesagt, „In den Schacht steig ich nit, und wenn ich betteln gehen müßt!“ Nun ist er Bergmann geworden und hat den Beruf ergriffen, den er früher nicht genug hat verachten können.

Der Plan zu diesem Roman entstand im Sommer des Jahres 1925. Stofflich gründet er in den Kindheitserinne-

rungen von Lina Watzlik, der Frau des Dichters. Erst Anfang 1927 wurde er vollendet und hieß damals noch „Die Chronik von Dürrnstauden“. Wir kommen dem besonderen Anliegen des Dichters, das ihn über viele Jahre beschäftigt hat, näher über eine Briefstelle aus dem Jahre 1929. Seinem Freund Sattler teilt er mit, daß es ihn dränge, „die Heilkraft der Natur gegenüber der zerstörenden Zivilisation“ zu fassen<sup>2</sup>.

Wer ist Hans Watzlik und was gilt er als Dichter? Eine große Zahl neuerer Literaturgeschichten, die man einmal zitieren sollte, erwähnen nicht einmal seinen Namen. Eine dankenswerte Ausnahme bildet Fritz Martinis „Deutsche Literaturgeschichte“<sup>3</sup>. Dabei ist Watzlik, geboren am 16. Dezember 1879 zu Unterhaid im Böhmerwald, nächst Adalbert Stifter der bedeutendste Dichter dieses Raumes. Wenn sie sich auch in der Verwertung der Stoffe, in der Auffassung und formalen Bewältigung unterscheiden (welcher modernere Autor möchte schon an Stifter gemessen werden?), ist doch beiden das künstlerische Schöpfen aus der gewaltigen Natur ihres Stammlandes gemeinsam. Und während Stifter sie in feiner Abgeklärtheit vorführt, ergreift sie Watzlik mit romantischem Bildzauber und den Mitteln barocker Emblematik in ihrer dämonischen Kraft. Deshalb kann Josef Mühlberger sagen: „Watzlik hat mit Stifter lediglich einige romantische und österreichische Züge gemeinsam. Watzlik ist ausgesprochen Barockmensch“<sup>4</sup>.

Aus seinem Leben wissen wir, daß er, fünfjährig, mit den Eltern die Böhmerwaldheimat verließ und vorübergehend in Obergeorgenthal, einem Dorf am Südrand des Erzgebirges, lebte. Diese Landschaft, die ihn fünf Jahre lang umgab, stößt bei Brüx und Dux an das bedeutende Braunkohlenrevier Nordwestböhmens. Die Menschen dieses Raumes, oft Häusler, die aus den unteren Strichen des Gebirges als Bergarbeiter stundenweit zu den Schächten gingen, lernte schon der Knabe anschaulich

kennen. Abenteuernd durchspürte er einmal die Überreste eines verschütteten Bergwerkes.

Der Übersiedlung nach Budweis folgte der Besuch von Gymnasium und Lehrerbildungsanstalt. 1899 wurde Watzlik Unterlehrer in Andreasberg. Bald fand er in Lina Pascher seine Frau und treue Mitarbeiterin. 1913 erschien das erste Dichtwerk: „Im Ring des Ossers“, ein Novellenzyklus. Seit 1925 wirkte Watzlik als freier Schriftsteller in Neuern am Osser. Als solcher bewies er eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Aus der langen Reihe der Schriften haben u. a. die Romane „O Böhmen“, „Das Glück von Dürrnstauden“, „Der Pfarrer von Dornloh“, „Die Krönungsoper“ (um Mozart in Prag), „Der Meister von Regensburg“ sowie eine stattliche Zahl Novellen und Jugendbücher (z. B. „Ridibunz“) stets ihr dankbares Publikum gefunden.

Heimatkundliche Sagen (vgl. „Böhmerwaldsagen“, 1929) ließen ihn tief in die Vergangenheit des deutsch-böhmischen Volkes blicken. Aus diesem Stammlande erwachsen ihm, wie einst Stifter, seine reichen Schöpfungen. 1931 wurde ihm der Staatspreis für deutsche Literatur verliehen, 1939 der Eichendorff-Preis, zum 60. Geburtstag die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Sein Volkstumserlebnis in der für den Grenzlanddeutschen eigenen Prägung machte sich die Kulturpropaganda des Nationalsozialismus zunutze. Nach Kriegsende 1945 wurde auch Watzlik aus der Heimat vertrieben. In Tremmlshausen bei Regensburg war ihm noch eine kurze Schaffensperiode beschieden. Er starb am 24. November 1948.

Der Roman „Das Glück von Dürrnstauden“ erschien 1927 bei L. Staakmann in Leipzig. In der Schrift „Aus meinem Leben“ gesteht Watzlik: „Von meinen geistigen Kindern liebe ich am meisten den wehmütigen Roman „Das Glück von D.““<sup>5</sup>.

Dürrnstauden, „ein feines rundes Stück Welt, so innig und holder Heimlichkeit übertoll“ (S. 23), ist nach dem Graphitfund ein Platz hysterisch fortschreitender Zivilisierung geworden. Die Technik schiebt sich in das Land mit „Halden ausgeworfenen Schuttes auf dürrer, trostloser, verdorbener Erde, darunter die heilige, gottgeschenkte Scholle erstickt ist“ (S. 98). Dieses Thema bildet die Seele des Romans. Im Zuge des „Frevels“ an der heimatlichen Scholle verkümmert urkräftiges Bauernleben gegenüber der anonymen Macht der Technik; der Mensch versagt im Angesichte teuflischer Verführung. Mit dem Schwinden des seelischen Urverhältnisses zur Heimat beginnt der abschüssige Weg in die Verarmung, Verkümmern und Erstarrung des Innermenschlichen.

Diese für Watzlik bezeichnende Sichtweise hat etwas Zwangsläufiges, das hier von der bäuerlichen Hoffahrt her in Gang gebracht wird. „Auf die Ellbogen gelümmelt, pochend auf das Glück, das aus der unversieglischen Tiefe steigt“ (S. 57), begreifen die Menschen nicht, daß der Fluch auf ihrem Dasein liegt. Im Zeichen des ersten Wohlstandes haben sie den Schinder wegen seines verachteten Gewerbes vertrieben. Aus der Einöde schickt dieser grobe

Verwünschungen ins Dorf; der Geist des verruchten Bauernpressers Kaspar Ruchler ist ins Blut der Söhne des wohlhabenden Hohenriederbauern gefahren und wütet sich mörderisch aus; einem armen Gaukler, dem Vater hungriger Kinder, haben die Dürrnstaudener Burschen in der schweren Stunde seines Weibes aus Übermut den Wagen umgestürzt, die Familie in die Finsternis hinausgetrieben. Fürchterliche Verwünschungen sind auf das entartete Dorf gefallen.

Ein Lied, von Bergleutkindern gesungen, weht unverstanden in den Abend der feiernden Bauern:

„Wo nähme der König die Krone denn her,

Wenn tief in der Grube der Bergmann nicht wär?“ (S. 37).

Als neue Bergherren stellen sie sich gleichwertig neben den Fürsten. „Keiner von den Bauern steigt je in die Fördereschale, um sich in die Teufe hinabzulassen, in das Schattenreich des keuchenden Tahelgräbers; keiner schaut nach, ob die Pölung über dem Haupt der Arbeiter nicht vermorsche; keiner kümmert sich darum, wie der Tahel gekuttert, geschwemmt und gepreßt wird; keiner weiß die Lagerung und die Launen des streichenden Graphits“ (S. 48).

Die Bauern sind übergeschnappt und lassen sich die „Dürrnstaudener Grafen“ nennen (S. 17). Plumpe Falter, die abends um die Lampe schwärmen (S. 13), später die Laternen der jagenden Bauernschlitten, die „glimmen und schwinden wie Irrwische“ (S. 84), deuten in der metaphorischen Dichtersprache die weitere Entwicklung an. Früh schon hat die Wandlung ins Diabolische eingesetzt. Magisch umzingelt die Technik Mensch und Landschaft. Düster lasten die Schutthalden über einstigen Ackergründen; später laufen tiefe Risse in die Häuser. Unheimlich lauert der Verfall. „Die Erde gibt nach. Die mißhandelte, ausgebeutete, die ungeliebte Erde rächt sich“ (S. 155).

Der Herrengarten zu Dürrnstauden ist vergrast, verwildert. Auch vom Dorf heißt es, daß es einmal „in lauter grauen Trümmern liegen wird wie das alte Schloß der Wuldagrafen“ (S. 157). Hand in Hand mit der Mechanisierung geht die Entzauberung der Landschaft. Rostige Schienenstränge durchschneiden sie. Während noch die langen Plachenwagen ihre Fracht in schmutzigen Fässern wegfahren, ist der eiserne Gegner des Fuhrmannes angerollt: Dampfmaschinen spüren vor, die „Teufelsochsen“ mit rußender Kraft (S. 54). Sinnbild dieses diabolischen Wandels ist der Dynamitkarren, ein „teuflischer Wagen“, der „schwarz und schaurig und mit einem Totenschädel warnend bemalt“ durch die Straßen poltert (S. 98). Die Dampfpeifen „heulen teuflisch und frohlocken“ (S. 148).

In dieser Welt ist das Geld zum Grundmaß aller Werte geworden. Die Ehrfurcht vor Natur, Individuum und Sitte ist dahin. Häßlicher Verfall setzt auch beim Menschen ein, innerlich wie äußerlich. „Ein Kerl, den Hut scheel auf dem Schädel, das Gesicht gedunsen, den Grind im Bart und in der Hand einen Stecken . . . zerfetzt, als seien alle Hunde des Dorfes an ihm gehangen“ (S. 34) — das ist einer der

HANS WATZLIK

## An die Heimat

Rein Herrgott kann's so wenden,  
daß ich vergessen müßt  
das Land, das mir auf Erden  
am allerliebsten ist.

Sernblauende, ihr Berge,  
ihr dunkeln Selsenseen,  
ihr gottesfreien Wälder,  
o Heimat, du bist schön!

Im fernen, fernen Lande  
lausch ich zum Herzen hin:  
Wie rauschen alle Buchen  
des Böhmerwaldes drin.

(Aus: Viktor Karel, „Hans Watzlik, Leben und Werk“,  
Verlag Das Viergespann, Bad Homburg v. d. Höhe)

abgehausten Bauern, der dann geisterhaft verschwindet; „... der Schatten einer Hauswand, eines Baumes irgendwo hat ihn aufgenommen. Oder ihn hat die Erde eingeschluckt wie einen Irrwisch“ (S. 36).

Der verkommene Albert Hohenrieder ist dem Bösen ganz verfallen. Wir erfahren über sein Kegelspiel: „Einen Schub tut er immer für sich und den anderen für den Teufel...“ Einmal wird Reif, der Verwalter des Herrenhauses, durch lautes Pochen nachts an die Tür gerufen: „Ein unheimlicher Blick glänzte mich an“, berichtet er. Der Hohenrieder stand draußen. „Sein Bart war tief über den Hals hinabgewachsen und verfilzt, als habe der Teufel damit getändelt“ (S. 145/146). Auch der Zisterer ist besessen: „Seine Augen bohren und stechen, seine Finger zittern... er muß den häßlichen, zahnlosen Mund immer weit offen halten“ (S. 151). Schon früher einmal war er dem Sonntagshansl wie der Leibhaftige erschienen, als er „wie aus dem Dornbusch gewachsen“ vor ihm stand. Die Augen lagen eng beieinander, die Nase war schief, „das dürre Kinn schlotterte ihm vor Wut“ (S. 25).

Unter dem Dorf mühen sich die Bergleute. Sie sind brave Naturen, ganz ihrer Arbeit hingegeben. Nur der Werkmeister Schöllhammer ist eine satanische Erscheinung. Sein Blick geistert, wenn er den Bauern ihren monatlichen Gewinn klirrend auf den Tisch zahlt. Keinem vermag er gerade in die Augen zu schauen (S. 90). Von den Bergherren, die keine sichere Vorstellung vom Bergberuf haben, wird er fürstlich entlohnt. Verschlagen und ungetreu wie er ist auch sein Weib. „Du höllisches Feuer!“ hat sie der Hohenrieder einmal angeflötst.

Ihr Äußeres läßt die „Schwarzgeher“, so heißen die Bergleute in der Sprache der Bauern, gespenstisch wirken. Wenn

diese geschwärtzen Männer „mit glühenden Augen“ von einer Versammlung kommen, verdüstern sich die Gesichter der Bergherren (S. 97). Diese „Finsteren“, die emsigen Tahelgräber, kann der Niedergang Dürrnstaudens nur mit Schadenfreude erfüllen. Ihre Sorgen gehören der irdischen Welt.

Zu spät versucht der Bürgermeister, den Bergbau unter dem Dorfe verbieten zu lassen. In den Hundstagen des Jahres 1904 gibt die Erde gewaltig nach, das Wasser versiegt, Häuser stürzen in sich zusammen. „Das verfluchte Bergwerk!“ ächzt der bankerotte Zuschrotter (S. 158).

Von den einstigen Bergherren hat sich nur Höpfler über den schauerlichen Verfall gerettet. Ihm widmet der Chronist die folgenden Gedanken: „Mir selber wird ganz ehrfürchtig im Sinn, wenn der Höpfler, der mit grauem Haar ein neues, besseres Leben begonnen hat, mit müdem Feierabendschritt und doch voll innerer Fröhlichkeit bei Sternenschein aus der Schicht heimgeht zu den aufhoffenden Seinen“ (S. 153).

Die anderen übersehen bei ihrem Wehgeschrei, daß sie es selbst waren, die in Hochmut, in Oberfächlichkeit und Faulheit alles Unheil verschuldeten. Auch kein Nachkomme ist da, der mit geistiger Hilfe die Not mindern könnte. Über Schulen und Bildung hatten die wohlhabenden Bergherren immer gering gedacht. Für ihr schweres Geld war ihnen allzeit Rat geworden.

Der Kreis teuflischen Hohns schließt sich, als jetzt gerade die Änderung des Ortsnamens in „Reichenerd“ von der Statthalterei zu Prag genehmigt wird (S. 161). Am Tage des heiligen Laurentius 1879, auf der Höhe ihres Wohlstandes, hatten sie einst beschlossen, den Namen Dürrnstauden zu tilgen, der an Bäulichkeit und Armut erinnerte (S. 45).

So endet das „Glück“ von Dürrnstauden in höllischem Gelächter. Vielleicht hat es sich bei Höpfler allein erfüllt, in streng gewandeltem Sinne, denn „das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel verbessert und unsere Fehler ausgleicht“. So jedenfalls hat es Goethe gesehen<sup>6</sup>. Watzliks Roman strebt aber im ganzen in die Höhe der Tragödie — einer Tragödie des kurzblickenden Wohlstandsmenschen.

### Anmerkungen

- 1 Watzlik: Dürrnstauden, a. a. O., S. 135.
- 2 Brief an Dr. Eduard Sattler vom Winter 1929, zit. bei E. Fiedler, a. a. O., S. 48.
- 3 Fritz Martini: Deutsche Literaturgeschichte. Kröner Verlag, Stuttgart 1951<sup>8</sup>.
- 4 Josef Mühlberger: Die Dichtung der Sudetendeutschen in den letzten fünfzig Jahren. Kassel 1929, S. 96.
- 5 zit. bei E. Fiedler, a. a. O., S. 42.
- 6 J. W. Goethe: Psychologische Beobachtungen. Goethes Werke, 36. Teil, 2. Abt. in der Deutschen Nationalliteratur, a. a. O., S. 438.

### Literaturhinweise

Hans Watzlik: „Das Glück von Dürrnstauden“. Carl Baessler Verlag, Bamberg 1949 (Copyright 1927 by L. Staackmann, Leipzig). Die biographischen Angaben stützen sich auf Elfriede Fiedler: Der Böhmerwalddichter H. Watzlik. Sein Leben und ein Abriß seines Werkes. Diss. Wien, 1950.  
Josef Blau: Erinnerungen an H. Watzlik. Stifter-Jahrbuch, II. Bd., 1951.